

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 150.

Berlin, Dienstag den 16. Dezember

1845.

### England.

#### Der Sturm von Badajoz.

(Beiträge zur Schilderung der Mannszucht der englischen Truppen in Spanien.)

Die Gräuelszenen, welche von den Engländern nach dem Sturm von Badajoz im April 1812 in dieser Stadt verübt worden, dienen seit lange den französischen Schriftstellern zur Waffe gegen die vielgerühmte Mannszucht der Truppen unter Wellington, und selbst englische Darsteller können nicht immer ihren Abscheu dagegen verbergen. Napier sagt, als er die Einnahme der Stadt beschrieb: „Gebet Gott, daß die Geschichte der Belagerung dieses Plazes mit seiner Eroberung endete. Aber jetzt beginnt das wilde und verzweifelte Laster, welches den Glanz des Heldennutzes der Soldaten bedeckt. Schamlose Raubsucht, viehische Unmäßigkeit, wilde Ausschweifung, Grausamkeit und Mord . . . . wütheten zwei Tage und zwei Nächte in den Straßen von Badajoz.“

Die folgende Darstellung rührt von einem Augenzeugen her, der während des Sturmes um die Person Wellington's und nachher inmitten der brutalen Ungebundenheit war:

Ich stand auf dem Hügel mit dem Chef des Medizinalwesens, jetzt Sir James M'Grigor, in der Nähe Lord Wellington's, während der Nacht des Sturmes gegen Badajoz. Sobald es dunkel wurde, begannen die verschiedenen Abtheilungen sich in der Richtung der ihnen angewiesenen Punkte zu bewegen, wo der Angriff geschehen sollte. Die tiefe Stille wurde blos von der Glocke der Kathedralkirche unterbrochen, die in tiefem Tone die Stunde anzeigte. Es war eine schreckliche Stille. Endlich wurden unsere vorrückenden Kolonnen vom Feinde durch seine von den Mauern geworfenen Leuchtflugeln entdeckt. Die Zwischenräume gänzlicher Finsterniß, welche der hellen Erleuchtung folgten, hatten mit dieser eine imponirende Wirkung. Der Kampf begann; das Parapet in der ganzen Fronte spie zwei Stunden lang Feuer aus. Die Blitze, welche durch Explosionen von Pulver und anderen brennbaren Stoffen verursacht wurden, das Krachen der Gewehre, das Plagen der Bomben und Granaten, dies Alles gab den Breschen und der ganzen Fronte ein schauerlich großartiges Ansehen.

Die Verwundeten kamen nun an; von ihnen konnten wir aber keine bestimmte Nachricht erhalten, und doch wurde der dringende Wunsch, Nachricht vom Schauplatze des Kampfes zu haben, immer stärker. Endlich sprengte ein Stabsoffizier heran, ausrufend: „Wo ist Lord Wellington? Mylord, ich bin von den Breschen gekommen; die Truppen scheiterten nach wiederholten Versuchen, in dieselben einzudringen. Es sind so viele Offiziere gefallen, daß die Soldaten, in dem Wallgraben zerstreut, ohne Führer sind, und wenn Eure Herrlichkeit nicht augenblicklich eine bedeutende Verstärkung schicken, so müssen sie das Unternehmen aufgeben; Oberst-Lieutenant M'Leod vom 43sten Regiment ist auf der Bresche getödtet worden.“ Es wurde sogleich ein Licht gebracht, und Lord Wellington notirte mit fester Hand diese Nachricht. Sein Gesicht war bleich und drückte große Besorgniß aus; in seinem Benehmen und seiner Sprache erhielt er vollkommene Ruhe und Selbstbeherrschung. Die Brigade des General-Majors Hay wurde beordert, gegen die Breschen vorzurücken.

Ein zweiter Stabsoffizier kam bald darauf und brachte die Nachricht, daß General Picton das Kastell erobert habe. „Wer bringt diese Nachricht?“ rief Lord Wellington. Der Offizier nannte seinen Namen. „Sind Sie Ihrer Sache gewiß, Sir?“ — „Ich drang in das Kastell mit den Truppen, habe es so eben verlassen und den General Picton im Besitze desselben.“ — „Mit wie viel Leuten?“ — „Mit seiner Division.“ Es ist unmöglich, sich vorzustellen, welche Veränderung dies in den Empfindungen aller Anwesenden hervorbrachte. „Gehen Sie zurück, Sir, und bitten Sie General Picton, seine Stellung unter jeder Bedingung zu behaupten.“ Nachdem dieser Bote abgesandt war, beauftragte Lord Wellington einen zweiten Offizier, nach dem Kastelle zu eilen, um dem General Picton seine Befehle zu wiederholen. In diesem Augenblicke legte ein junger und tapferer Adjutant dem Chef un-

scheidenerweise eine Frage vor, für deren Unangemessenheit er einen Beweis erhielt.

Hier muß ich die Erzählung unterbrechen, um das Schicksal zweier Freunde zu berichten, von denen ich am Abend vor dem Sturme Abschied nahm.

Major Singer und Capitain Cholwich von den Royal Fusileers und ich saßen mehrere Stunden auf einem Hügel und beobachteten die Wirkung, welche unsere Batterien auf die Courtine La Trinidad machten, welche bald in einen Haufen Trümmer verwandelt war. Der Sturm wurde diesen Abend erwartet. Beim Scheiden schüttelte mir Singer die Hand und sagte: „Morgen werde ich Oberst-Lieutenant oder im Himmelreich seyn.“

Nachdem Picton in dem Besitze des Kastells war und die Brigade des Generals Walker mit Sturmleitern die Bastei St. Vincente, nahe am Guapiana auf der anderen Seite der Stadt, erstiegen hatte, verließ der Feind die Breschen. Diese zu besuchen, setzte ich mich mit Tagesanbruch in Bewegung. Ich begegnete einigen Fusileers und fragte nach ihrem Major Singer. „Wir werfen eben die letzte Schaufel Erde auf sein Grab.“ — „Ist Capitain Cholwich gesund?“ — „Beim Ersteigen dieser Pallisade (welche den Wassergraben durchschneidet) wurde er verwundet, fiel ins Wasser und kam nicht wieder zum Vorschein . . . .“

Gleich beim Eingang in die Stadt umfaßte mich ein neunjähriges Mädchen und forderte meine Hülfe por el amor de Dios für ihre Mutter. Eine Anzahl Soldaten von einem ausgezeichneten Regimente war in dem Hause bewaffnet und unter dem Einflusse aller bösen Leidenschaften. Die unglückliche Frau wurde ihr Opfer. Die Stadt ward jetzt ein Schauplatz von Raub und Zerstörung; Soldaten und Weiber haben im Zustande der Trunkenheit alle Kontrolle über sich verloren. Diese und Schwärme von Spaniern und Portugiesen aus der Nachbarschaft, die zur Plünderung hereinkamen, füllten alle Straßen. Viele wurden ihres Raubes wieder von Anderen beraubt, und dieses war in vielen Fällen von Blutvergießen begleitet, wenn die eine Partei noch nüchtern genug war, Widerstand zu leisten. Unsere Soldaten nahmen Besitz von den Baarenläden, pflanzten sich selbst hinter den Ladentisch und verkauften die Waare. Diese temporären Kaufherren wurden bald von stärkeren verjagt, welche sodann wieder stärkeren Platz machten, und so ging es fort, bis die Ordnung wieder hergestellt war. Unaufhörlich feuerten die Soldaten ihre Gewehre durch die Schloffer der Hausthüren ab, als das beste Mittel, die Schloffer zu erbrechen, und auch mitten in den Straßen knallten überall Schüsse, so daß viele unserer Leute erschossen und verwundet wurden. Am zweiten Tage nach dem Sturme wurde ein Versuch gemacht, unsere Soldaten zu sammeln, aber vergebens; die Truppen, welche man in die Stadt schickte, um die Ordnung wieder herzustellen, schlossen sich den Plünderern an. Als ich am 9ten (den dritten Tag) wieder in die Stadt kam, stellte sich mir ein Schauspiel dar, das von der Hand eines Hogarth geschildert werden mußte. Hunderte von beiden Geschlechtern lagen auf den Straßen in verschiedenen Kostümen bewegungslos im höchsten Grade der Trunkenheit, oder todt, gefallen von der Hand ihrer Brüder. Kirchen und Klöster, Läden und Magazine von Wein und Branntwein, Privathäuser und Paläste, Alles wurde geplündert. Die Ausüßer der Erzeße waren meistens in den Anzügen der Priester, Nonnen, Graven und Fürstinnen. In der Kathedralkirche sah ich drei Soldaten buchstäblich ertrunken in Branntwein. Hier nämlich war ein großes Gewölbe zu einer Niederlage für geistige Getränke von der französischen Garnison eingerichtet worden. Beim Eindringen unserer Soldaten hat man mit Flintenkugeln die Fässer gelöchert, so daß der Inhalt das Gewölbe überschwemmte und einen See von einiger Tiefe bildete. Diese drei Soldaten betranken sich, fielen hin und erloschen.

Nachdem drei Tage lang die Engländer durch Mißhandlung der Frauen, Plünderung und Mord die Menschheit geschändet, rückte General Power in die Stadt und ließ einen Galgen auf dem Marktplatze aufstellen. Dieser Anblick allein hatte eine magische Gewalt auf die Ausschweifenden. Kein Einziger wurde gefängt, denn die Ordnung war durch die Furcht vor solcher Strafe schnell hergestellt.

Ich muß hier noch von dem Tode eines sehr hübschen jungen Mannes Erwähnung thun. Es war der Capitain St. Pol von den Royal Fusileers, welcher an den schweren Wunden starb, die er beim Sturm erhielt und nachdem man ihm ein Bein abnehmen mußte. St. Pol war ein Sohn des Herzogs von Orleans, Ludwig Philipp, dem er sprechend äh-

\*) In spätere Zeit war er ebenfalls bleich und in Angst, als er sagte: „Wäre es doch schon Nacht, oder wären die Preußen da!“ Vor Badajoz mag er gesagt haben: „Wäre es doch schon Tag!“ Bei Waterloo kamen die helfenden Preußen wirklich, bei Badajoz hatten ihn die Franzosen selbst durch ihren Leichtsin, mit welchem sie das die Stadt beherrschende Kastell ohne hinreichende Verteidigung ließen. Während sie die Breschen heldenmüthig verteidigten, ging in ihrem Rücken der wichtige Platz verloren, den sie in gewohnter Sicherheit nicht gehörig bewachten.



lich war. Der Herzog von Kent interessierte sich ganz besonders für den jungen Mann.“  
(Maxwell, Peninsular sketches.)

### Die animalische und die vegetabilische Nahrung und ihr Einfluß auf den Menschen.

„Früchte und Cerealien die wahre Nahrung des Menschen, ein Versuch, aus Geschichte, Anatomie, Physiologie und Chemie zu beweisen, daß die ursprüngliche, natürliche und gesundeste Kost des Menschen dem vegetabilischen Reiche angehört“, so heißt der Titel eines neuen englischen Buches<sup>\*)</sup>, dessen bloße Nennung den meisten Lesern ein Lächeln entlocken wird, während Wenige es von Anfang bis Ende durchlesen werden, ohne zu tieferem Nachdenken angeregt zu werden. Es wird vielleicht Keinen zu des Verfassers System einer gänzlichen Enthaltbarkeit von animalischer Nahrung bekehren; aber immer wird seine Darstellung einen gewissen Eindruck zurücklassen und vielleicht manchen Leser bestimmen, wenigstens das gegenwärtige Verhältnis zwischen den animalischen und vegetabilischen Elementen in seiner Nahrung zu modifizieren. Theoretisch sind wir Alle überzeugt, daß unser Verbrauch der ersteren für den Besitz einer vollkommenen Gesundheit und eines ungetrübten Geistes viel zu groß ist; aber nur wenn schlechte Verdauung oder Unpäßlichkeit irgend einer Art uns befällt, nehmen wir zu einfacheren Nahrungsmitteln die Zuflucht. Die Vernunft mag uns immerhin lehren, daß das, was heißt, auch der Krankheit vorbeugen kann; in diesem wie in vielen anderen Fällen vermag die Vernunft wenig gegen die Tyrannei der Gewohnheit. Doch es ist immer gut, den Geist auf den rechten Weg zu leiten. Wir brauchen nur mit gewissen Thatsachen vertraut zu werden und ihre unbestrittene Wirkung auf Andere zu bemerken, um vorsichtige Versuche an uns selbst zu machen, und wenn wir günstige Wirkungen in Folge des Wechsels verspüren, so fühlen wir uns vielleicht ermutigt, nach und nach — denn plötzliche Uebergänge selbst vom Schlechten zum Guten sind nie zu billigen — ein solches Verhältnis der beiden Nahrungsmittel in unsere gewöhnliche Kost einzuführen, wie es von der Erfahrung als das zuträglichste bewährt wird.

Der Verfasser prüft zunächst die nachstehenden Fragen:

„1) Welches war die ursprüngliche Nahrung des Menschen? 2) Ist er so wunderbar geschaffen, daß nur Klima und Lokalität entscheiden, von welchen Stoffen er leben soll? Oder zeigt seine Organisation, wie die anderer Thiere, eine besondere Empfänglichkeit für eine bestimmte Art der Nahrung, doch so, daß sie zugleich fähig ist, sich an die größte Mannigfaltigkeit animalischer und vegetabilischer Erzeugnisse zu gewöhnen? 3) Welches ist die beste Nahrung des Menschen, oder welche Lebensweise empfehlen Wissenschaft und Erfahrung als am besten geeignet zur Beförderung der Gesundheit, Zufriedenheit und Lebensdauer? 4) Welches scheint in Zukunft die allgemeine Lebensweise der Menschheit zu seyn?“

Ueber die erste dieser Fragen ist der Verfasser keinesweges befriedigend. Wenn Früchte und Kräuter die ausschließliche Nahrung der Menschen in ihrem Urzustande waren, so wissen wir nicht, wie lange sie hierbei blieben. Wir wissen keinesweges sicher, daß das Fleisch der Thiere vor der Sündfluth verboten war, noch weniger, ob die lange Lebensdauer der vorsündfluthlichen Menschen ihrer Enthaltung von demselben zuzuschreiben ist. Vielmehr muß man fragen: wozu sind Viehzucht und Heerden — denn schon Abel war ein Schafhirt — so sorgfältig in jener Zeit unterhalten worden, wenn nicht der menschlichen Nahrung halber? Der Ochse konnte zwar für den Pflug gezogen werden; aber würde man die Kuh bloß der Milch oder die Schafe bloß der Wolle wegen gehütet haben? Wo man Thiere der Gottheit zum Opfer darbrachte, wie schon von Abel erzählt wird, da können wir mit Sicherheit annehmen, daß sie auch gegeben wurden. Endlich könnte man, da der Verfasser sich so gern auf die Bibel beruft, fragen, wozu überhaupt Thiere in die Arche Noah's aufgenommen wurden, wenn sie nicht im künftigen Bestalter als Nahrung dienen sollten?

Die zweite Frage betrifft die natürliche Nahrung des Menschen und ist von viel größerer Wichtigkeit. Der allgemeinen Annahme nach findet diese Frage ihre Entscheidung auf dem Gebiete der Anatomie, und auch der Verfasser sucht sie von hier aus zu beantworten. Das Resultat seiner Betrachtungen ist folgendes:

„In dem Mangel an Klauen und anderen natürlichen Angriffswaffen, in der Form der Schneide- und Backenzähne, in dem Bau der unteren Kinnlade, in der Form des Jochbeinbogens, in der Größe der Schläf- und Kinnmuskeln und der Speicheldrüsen, in der Länge des Darmkanals, in der Größe und dem inneren Bau des Grimmdarms, in der Größe der Leber und der Zahl der Ausdünstungsdrüsen, in allen diesen Beziehungen zeigt der Mensch die größte Ähnlichkeit mit den pflanzenfressenden Klassen der Thiere.“

Mit gleichem Eifer wird zu zeigen versucht, daß der Unterschied zwischen

den menschlichen Organen und denen der fleischfressenden Thiere ganz eben so groß ist als die Ähnlichkeit zwischen den ersteren und denen der pflanzenfressenden. Es mag vollkommen wahr seyn, daß der Mensch nicht dazu bestimmt war, fleischfressend im eigentlichen Sinne des Wortes zu seyn; denn dann würde er für jede andere Nahrung nicht mehr Geschmack haben, als Löwe und Tiger. Eben so wenig aber, kann man sagen, war er zu einem pflanzenfressenden Thier bestimmt, da seine Organe mit denen der Kuh oder des Pferdes nicht ganz übereinstimmen. Aber da er, was Zähne, Speicheldrüsen, Darmkanal, Magen, Leber u. s. w. betrifft, offenbar an der Natur Beider Theil hat, so läßt sich wohl daraus schließen, daß er sowohl Fleisch- als Pflanzennahrung zu nehmen bestimmt ist. Selbst der Verfasser giebt zu, daß „der Charakter des Magensaftes sich ändert je nach der Nahrung, die gewöhnlich eingenommen wird. Wenn Fleisch gegessen wird, so nimmt der Magensaft eine zur Auflösung desselben geeignete Natur an, und eben so ändert er seine Natur, wenn Vegetabilien genossen werden.“ Wenn dem so ist, so kann der Mensch Alles essen. Diese Folgerung aber will der Verfasser nicht einräumen: „Es scheint mir eine physische Unmöglichkeit“, sagt er, „(wenn Saft von mittlerer Qualität in Folge einer Mischung beider Arten von Nahrung sich bildet), daß derselbe auf jede von beiden eine gleiche Wirkung ausübt, wie derjenige, der nur für eine speziell bestimmt ist.“ Aber solche Voraussetzungen können diese Frage nicht entscheiden. Wir kommen daher zu der dritten Frage: „Welche Nahrung wird von Erfahrung und Wissenschaft zugleich als die dem Menschen zuträglichste empfohlen?“

Wenn der Verfasser seinen zweiten Satz, daß Pflanzen die natürliche Nahrung des Menschen sind, vollkommen bewiesen hätte, so würden wir gern dem Schluß beitreten, daß dieselbe auch die beste seyn muß. Aber er will diesen letzteren Satz unabhängig von jenem aus sich selbst begründen. Es ist allgemein anerkannt, daß der menschliche Organismus nie in Ruhe ist, daß ein beständiger Kampf zwischen Leben und Desorganisation stattfindet, daß er nicht bloß jeden Tag, sondern jeden Augenblick eine Veränderung erfährt, indem er, zwar unmerklich, aber darum nicht weniger gewiß, unzählige Theilchen seiner Substanz verliert. Jede Thätigkeit des Körpers, jede Bewegung selbst des kleinsten Gliedes, jede äußere oder innere Empfindung, ja jeder Gedanke verändert mehr oder weniger die Struktur der festen Theile und die chemische Natur der abgenutzten Flüssigkeiten. Durch die Wirkung gewisser Organe werden die abgenutzten Theilchen des Körpers von dem System getrennt, dem sie nicht mehr angehören, und aus dem Körper ausgeschieden. So sind die Haut, Lungen, Leber, Nieren und der Darmkanal ohne Unterbrechung mit dem großen Werk der Absonderung beschäftigt. Jeden Augenblick also erleidet der Organismus Verluste, und dieser unvermeidliche Prozeß würde sofort zur Verzehrung des Ganzen und zum Aufhören der Lebensfunktionen führen, wenn der Verlust nicht von außen durch andere Functionen ersetzt würde. Mit anderen Worten, die Nahrung giebt den neuen Stoff her, der die Stelle des alten einnimmt. Es ist also die Frage, welche Arten von Nahrung sind am besten geeignet, die Lücke auszufüllen und die gesunde Kraft der organischen Functionen wiederherzustellen? Die gesunde, sagen wir; denn es ist eine wichtige Thatsache, daß die Nahrung zu nahrhaft seyn kann, zu concentrirt für die körperlichen Organe, um sie mit der zur Gesundheit erforderlichen Ruhe, Schnelligkeit und Wirksamkeit in die nöthigen Substanzen zu verwandeln. — Der Verf. sagt:

„Die Meinung ist ziemlich allgemein verbreitet, daß animalische Nahrung mehr Nahrungstoff enthält, als irgend ein vegetabilisches Erzeugniß; aber dies ist durchaus falsch. Fleisch theilt durch seine stimulirende Natur dem Organismus ein Gefühl von Kraft mit und wird deshalb für nahrhafter gehalten, als jede andere Art von Nahrung. In der That aber strengt es nicht bloß den Magen im Verdauungsprozeß mehr an, sondern verlegt auch den ganzen Organismus in schnellere und intensivere Lebensthätigkeit; die Folge hiervon ist ein verhältnismäßig größerer Verlust der Substanz der Organe in einer gegebenen Zeit und ein gesteigertes Bedürfnis des Systems nach neuem Erfaß.“

(Schluß folgt.)

### Marokko.

#### Die französische Diplomatie in Marokko.

(Schluß.)

Bei einer anderen Gelegenheit wurde Ben-Aissa nach dem Palaste von St. Cloud geführt und ihm unterwegs die ergötzliche Legende mitgeteilt, die in Bezug auf die dortige Brücke erzählt wird. Da der Baumeister nicht im Stande war, ein so großartiges Werk auszuführen, so erbot sich der Teufel, ihm darin beizustehen und es schon am folgenden Tage zu vollenden, wenn er ihm dagegen das erste Wesen verspräche, das über die Brücke gehen werde. Der Baumeister war es zufrieden, und die höllischen Mächte führten in der Nacht ein Werk aus, wie es die Menschen umsonst versucht haben würden; als aber der Böse den versprochenen Lohn forderte, erhielt er nichts als eine Laffe die ihm der Baumeister statt eines Menschen untergeschoben hatte. „Allah-Akbar!“ rief der Gesandte aus, „wie kann sich ein anderes Volk mit der Hoffnung schmeicheln, die Franzosen zu überlisten, wenn sie den Teufel selbst hintergangen haben!“ — Die Fontainen in Versailles erfüllten ihn mit Bewunderung. Eine von ihnen, die höher als die übrigen flog, gab ihm Anlaß, sie mit dem Ruhm des Königs zu vergleichen — sie schwebte bis zum Himmel erheben zu wollen! In St. Denis, wo ihn die Mönche seltsamerweise gleich einem Kirchenfürsten mit Orgelspiel und Glockenklang empfangen, zeigte man

\*) Der Herzog von Orleans selbst war auch beim britischen Heere in Spanien erschienen, um gegen die Franzosen zu sechten, aber eine persönliche Unfreundlichkeit des Lord Wellington verschuchte ihn von der Halbinsel. So sind oft die Folgen einer Handlung ganz im Widerspruch und im Gegensatz mit der Absicht. Wellington wollte dem Herzog Nichts thun und erzeugte ihm die größte Wohlthat; denn hätte er in Spanien gegen sein Vaterland gekochten, er wäre schwerlich heute König von Frankreich, oder er müßte täglich Vorwürfe darüber hören. — Der Herzog von Kent, Vorer der Königin Victoria, war mit dem Herzog von Orleans persönlich sehr befreundet, und daher auch das besondere Interesse für dessen Sohn.

\*\*) Fruits and farinacea the proper food of man etc.



ihm das Gewand des Heiligen, welches letzterer vor 1500 Jahren getragen haben soll. Die Muselmänner sind eben so große Reliquien-Berehrer als die Katholiken, und Ben-Aissa zweifelte so wenig an der Echtheit dieses Heiligtums, daß er es vielmehr für das Palladium Frankreichs hielt. In demselben Geiste erkundigte er sich eifrig nach einem Briefe, den Muhammed an den Kaiser Heraklius geschrieben habe und der aus dessen Händen in den Besitz des französischen Königs übergegangen sey: nicht daß er wünschte, ihn eines so kostbaren Schatzes zu berauben, der dem glücklichen Besitzer Segen bringen müsse — er wollte nur die Handschrift des Propheten küssen und den Brief auf seinen Kopf legen. Natürlich war das Schreiben eben so fabelhaft als das Gewand des heiligen Denis oder Dionys, oder vielleicht gar als der Heilige selbst; man suchte in der königlichen Bibliothek nach, fand aber nichts weiter als einen Brief Soliman's des Großen an Franz I. — Uebrigens war Ben-Aissa in jeder Hinsicht ein wahrer Muselman; so hielt er z. B. die Fasten mit solcher Strenge, daß er ernstlich krank wurde und man eine Zeitlang an seinem Aufkommen verzweifelte. Er weigerte sich standhaft, die ihm vorgeschriebenen Arzneien einzunehmen, und ließ sich auf die bloße Erde legen, „damit er dem Staube näher sey, in den er bald verwandelt werden sollte.“ Nur in einem einzigen Punkte unterschied er sich von seinen Glaubensgenossen — in der warmen und reinen Anhänglichkeit, die er „seiner vielgeliebten Frau von Saint-Dion“ widmete. Er bewies ihr die Ergebenheit eines alten Paladins, und da sie in seine Eigenthümlichkeiten einging und eben so viel Wiß als Bildung besaß, so blieb er auch nach seiner Abreise von Paris ihrem Andenken treu. Ihr Umgang und das Pariser Weltleben im Allgemeinen hatten für ihn so vielen Reiz, daß, wie er selbst bemerkte, er seine Familie, sein Vaterland und die Befehle seines Herrn beinahe vergessen hätte. Die Staatskunst Ludwig's XIV. erreichte ihren Zweck, und Ben-Aissa wurde ein eben so fester Anhänger Frankreichs, als er es vor der Absetzung seines königlichen Wohlthäters von England gewesen war.

Die erste Probe dieser Freundschaft gab er gleich bei seiner Rückkehr nach Marokko, wo Muley-Ismael, über die Fruchtlosigkeit der Sendung aufgebracht, seine Wuth gegen die dort lebenden französischen Unterthanen fehren wollte. Es bedurfte aller Gewandtheit Ben-Aissa's, um den erzürnten Scherif zu besänftigen, wozu hauptsächlich die Schilderung beitrug, die er ihm von Mademoiselle de Blois, nachheriger Prinzessin von Conti, einer natürlichen Tochter Ludwig's XIV. von der La Vallière, entwarf. Diese Schilderung entflammte den Monarchen so sehr, daß er seinem Gesandten auftrag, für ihn um die Prinzessin zu werben. Ben-Aissa wandte sich daher „im Namen des von dem Propheten stammenden Scherifs“ an den französischen Minister des Auswärtigen, Herrn von Pontchartrain, in einem äußerst charakteristischen Schreiben, welches von Herrn Thomassy zum erstenmal veröffentlicht worden ist. „Ich habe,“ heißt es darin, „das Bildniß der Prinzessin meinem Herrn vor Augen gelegt und ihm Wunderdinge von ihr erzählt. Ich pries vor Allem die seltene Bescheidenheit, die sie gegen ihren Bruder, den Dauphin, an den Tag legt, ihren Wiß und ihren Geist, ihren königlichen Anstand und ihre Geschicklichkeit im Tanzen und in der Musik, von der ich eines Abends bei ihrem Oheim im Palais-Royal Zeuge war, wohin Saint-Dion mich geführt hatte. Alles dieses hab' ich mit großem Lobe meinem Herrn und Gebieter mitgetheilt, der es sich tief zu Gemüthe zog und mit ernstlicher Sorge überlegte. Deshalb hat er Folgendes zu mir gesprochen: „Du mußt Deinem Freunde, dem Westr Pontchartrain, schreiben und ihn ersuchen, für mich bei seinem königlichen Herrn um die Hand dieser Prinzessin, seiner Tochter und der Schwester des Dauphin (nur nicht von mütterlicher Seite), anzuhalten, da sie, wie Du sagst, noch unvermählt ist.“ Unser Monarch ist bereit, sie nach den Befehlen Gottes und seines Propheten Muhammed zu ehelichen und sie in ihrer Religion, ihren Sitten und ihrer Lebensweise unangetastet zu lassen. An seinem Hofe wird sie mit Gottes Hülfe Alles finden, was nur zu ihrem Glücke erforderlich ist.“

Der französische Hof und die Pariser machten sich nicht wenig über diesen Antrag lustig, der ihnen keine ernste Erwiderung zu verdienen schien und in der That auch nur auf indirektem Wege beantwortet wurde. Ein Freund des marokkanischen Gesandten benachrichtigte ihn, daß man nicht einmal wagen könne, dem Könige ein solches Gesuch vorzulegen, da der Religions-Unterschied ein unübersteigliches Hinderniß sey; wenn aber Muley-Ismael Reizung zeige, das Christenthum anzunehmen, so würde man Unterhandlungen darüber einleiten können.

Das Fehlschlagen dieses Planes, die darauf folgende Ungnade Ben-Aissa's, an der vielleicht seine Reichthümer den meisten Antheil hatten, und die unglücklichen Kriege, welche Ludwig in den letzten Jahren seiner Regierung führen mußte, waren dem französischen Einfluß in Marokko verderblich. Die beiden Monarchen tauschten noch einige höfliche Briefe aus, die aber ohne weitere Folgen blieben. Die Engländer bemächtigten sich des Handels mit Marokko, und man erlaubte ihnen, ihre Gefangenen um die Hälfte des Preises auszulösen, den die Franzosen bezahlen mußten. Im Jahre 1767 ward jedoch ein Friedens- und Freundschafts-Traktat zwischen Ludwig XV. und dem regierenden Kaiser Sidi-Muhammed Ben-Abdallah abgeschlossen, der im Wesentlichen mit dem von Saint-Dion unterhandelten übereinstimmte und durch welchen Frankreich unter die Zahl der am meisten begünstigten Nationen aufgenommen wurde. Bei der Thronbesteigung Ludwig's XVI. im Jahre 1774 zeigte der neue König dieses Ereigniß dem marokkanischen Hofe an und erhielt darauf ein Erwiderns-Schreiben, das mit folgenden Worten anfangt: „Im Namen Gottes, des Gerechten und Barmherzigen! Nur in Gott, dem Höchsten und Mächtigsten, ist Kraft und Stärke! Auf Befehl unseres mächtigen Herrschers, des Kaisers von Marokko, Fez, Mequinez, Tafilat, Sus, Dera und allen Provinzen des Magreb, unseres Herrn und Gebieters — möge Gott ihm stets

seine Hülfe gewähren, sein Reich erhöhen, seine Größe und seinen Ruhm verewigen und die Sonne und den Mond seiner erhabenen Gewalt im vollem Glanze erscheinen lassen! — an das Haupt der französischen Nation, den jetzt an der Spitze ihrer Regierung stehenden König Ludwig, dieses Namens den Sechzehnten. Gesundheit Jedem, der im Pfade der Gerechtigkeit wandelt! Euer Brief (vom 12. Mai 1774), in welchem Ihr uns den Tod Eures Großvaters, Königs Ludwig XV., anzeigt, ist Unserer Mäjestät, den die Gnade Gottes erhoben hat, durch Euren Vice-Konful Barthélemy de Potonniere übergeben worden.“ — Ludwig und seine Minister waren mit dieser Rede unzufrieden. Man hatte Ludwig dem Sechzehnten offiziell den Titel: „Kaiser von Frankreich“ ertheilt — man hatte ihn sogar „Kaiser der Christenheit“ genannt, und jetzt war nur die Rede von einem „Haupte der französischen Nation.“ Es wurde eine förmliche Klage über die angebliche Beschimpfung geführt und zu Unterhandlungen geschritten, um die Titel beider Monarchen und das bei ihrem künftigen Briefwechsel zu beobachtende Ceremoniell festzusetzen. Die Franzosen bestanden hartnäckig auf den kaiserlichen oder Sultans-Titel, den Muhammed Ben-Abdallah ihnen eben so hartnäckig verweigerte. Die Folge dieser Mißbilligkeiten war, daß Ludwig im Jahre 1778 einen Brief des maurischen Herrschers unbeantwortet ließ, wodurch der diplomatische Verkehr auf eine Zeitlang unterbrochen wurde. Im Jahre 1782 schrieb Ben-Abdallah aber an den französischen Hof — an den König wollte er sich nicht wenden, weil er ihm noch die Antwort auf seinen letzten Brief schuldig war — und setzte die Gründe aus einander, warum er dem letzteren den Titel eines Sultans vorenthalte. Dieses merkwürdige Aktenstück ist vom 18. Moharrem 1196 datirt und lautet wie folgt:

„An den französischen Hof. Gesundheit einem Jedem, der im Pfade der Gerechtigkeit wandelt! — Wir haben den Brief empfangen, den Ihr uns durch unseren Fregatten-Capitain, M. Biris, übersandt habt; auch haben wir denselben gelesen und seinem ganzen Inhalt nach verstanden. Besagter Capitain hat uns ferner von der guten Behandlung unterrichtet, die Ihr ihm, seiner Mannschaft und seinem Schiffe, dem unter uns bestehenden Frieden und guten Einverständnisse gemäß, erwiesen habt. Was aber die Bitte anlangt, daß wir Euch den Titel Sultan geben möchten, so müßt Ihr bis zum künftigen Leben warten, ob wir sagen können, wer diesen Titel verdient. Nur die allein werden dessen würdig befunden werden, die sich dem Höchsten wohlgefällig machen und die er mit gnädigem Auge betrachtet; diese wird er mit dem kaiserlichen Gewande bekleiden und ihre Häupter mit der Krone schmücken. Wir bitten Gott insändrigst, daß wir selbst unter der Zahl derjenigen seyn mögen, die sich in einer anderen Welt seiner Gnade erfreuen werden. Diejenigen hingegen, die in diesem Leben den Zorn Gottes auf sich geladen haben, deren Hals von der tödtlichen Schnur umschlungen wird, die schimpflich ins Gesicht geschlagen werden, bis man sie in die Hölle (fürchtbarer Aufenthalt!) hinabstürzt, werden gewiß nicht den Sultans-Titel erlangen. Da wir aber dieses erst im künftigen Leben erfahren werden, welchen Nutzen können wir hienieden von einer solchen Auszeichnung hoffen? (Gott behüte uns vor seinem Zorn!) Wenn Ihr daher künftig an uns schreibt, so nennt uns weder Sultan noch bei irgend einem anderen eiteln Titel, sondern nur bei dem Namen, den wir von unserem Vater erhielten: Muhammed Ben-Abdallah, und wenn wir an Euch oder Andere schreiben, so werden wir dasselbe thun. Wir stehen zum Höchsten, uns den Titel Sultan in jener Welt zu geben; wer ihn aber in dieser verdient, kann Niemand sagen. Es ist möglich, daß die Regenten des östlichen Afrika's Euch Sultan nennen, aber sie thun es nur, um sich Euch gefällig zu zeigen. Was die Briefe anlangt, die Ihr von der ottomanischen Pforte mit belagtem Titel erhaltet, so rühren sie nur von dem Westr her und werden von seinem Herrn nicht einmal gelesen, der Euch eben die Antwort geben würde, die Ihr jetzt von mir empfangt.“ — Man wird nach diesem Schreiben dem maurischen Fürsten für ein Muster der Demuth und der Bescheidenheit halten; in der That besaß er aber einen gränzenlosen Stolz, den er unter dem Deckmantel einer heuchlerischen Mäßigung verbarg.

Muhammed Ben-Abdallah hinterließ mehrere Söhne, die nach seinem Tode sich den erledigten Thron streitig machten; ein mehrjähriger bürgerlicher Krieg war die Folge, und erst im Jahre 1797 wurde Muley-Soliman allgemein als Kaiser anerkannt. Die Expedition Bonaparte's nach Aegypten erfüllte ihn mit Unwillen und Besorgniß, und die Versicherungen des Eroberers, daß er den Koran und den Propheten von Mekka eben so sehr verehere als der orthodoxe Muselman, konnten den Scherif nicht beruhigen. Die Vertreibung der Franzosen aus Aegypten, die Siege Nelson's und die Vernichtung des französischen Einflusses im mittelländischen Meer ermutigten ihn wieder und gaben den Engländern ein entschiedenes Uebergewicht am marokkanischen Hofe, da sich Muley-Soliman noch außerdem durch den hochfahrenden Ton des nunmehrigen Kaisers der Franzosen beleidigt fühlte. Napoleon, der während seines Aufenthaltes in Aegypten gestrebt hatte, die Zuneigung der Moslem durch Schonung ihrer religiösen Vorurtheile zu gewinnen, schien in seinem Verkehr mit Muley-Soliman ein entgegengesetztes System verfolgen zu wollen; statt den maurischen Fürsten zu versöhnen, trat er ihm vielmehr sowohl in Glaubenssachen als in den untergeordneten Punkten des Ceremoniells und der Etikette schroff gegenüber. Da nun Muley-Soliman ein so eifriger Befenner seiner Religion war, daß er die Tabakspflanzungen in Marokko ausröthen ließ, weil sie in den Satzungen des Korans nicht ausdrücklich erlaubt werden, so ist es begreiflich, daß er sich den Franzosen immer mehr entfremdete, zumal da ihre Handelsverbindungen während des Krieges fast gänzlich aufhörten und sie auch nach dem Frieden größtentheils von den Engländern und Amerikanern überflügelt und von den Märkten von Tanger und Mogador verdrängt wurden.



Im Frühjahr 1820, als ein Bürgerkrieg das ganze Land in Anarchie gestürzt hatte, kam ein fanatischer Santon auf den Einfall, dem in Langer zehrenden französischen General-Konsul auf öffentlicher Straße einen Faustschlag zu geben. Dieser wandte sich sogleich mit einer Klage an den Kaiser und forderte Genugthuung. Muley-Soliman erwiderte, daß ihn der Vorfall tief betrübe, daß aber nach den Worten des Propheten dreierlei Art Leute — Wahnsinnige, Kinder und Schlafende — für ihre Handlungen nicht verantwortlich seyen; er hoffe es daher von der Edelmut des Konsuls, daß er dem Schuldigen, als seiner Vernunft nicht mächtig, verzeihen werde. „Ihr Christen“, bemerkte er, „habet Herzen voll Mitleid und traget Beleidigungen mit Geduld, nach dem Beispiel Eures Propheten, Jesus Ben-Maria (dessen Ruhm Gott erhalten möge!), der in seinem Buche, welches er uns gebracht hat, Euch im Namen Gottes befehlet, demjenigen, der Euch auf die eine Wange schlägt, die andere zuzufehren, und der selbst (möge er immer von Gott gesegnet werden!) keinen Widerstand leistete, als die Juden ihn tödten ließen, weshalb ihn Gott zu sich nahm. Und auch in unseren heiligen Büchern sagt uns der Prophet, daß kein Volk den wahren Gläubigen an Barmherzigkeit ähnlicher sey, als das der Christen. Befehlet Du jedoch darauf“, fügte er hinzu, „daß man Dir schon in dieser Welt Gerechtigkeit erweise, so hast Du es nur zu sagen; denn mit Gottes Hülfe soll in meinem Reiche Niemand über Unrecht zu klagen haben.“ — Dieser Brief ist, von maurischem Standpunkt betrachtet, mit vieler Staatsklugheit abgefaßt, da der Kaiser sich nur ungern entschließen konnte, ein Individuum zu bestrafen, das zur Klasse der Santons gehörte, die zwar bei uns für Tollhändler gelten würden, aber in muhamedanischen Ländern der allgemeinen Verehrung genießen. Der Konsul ließ sich auch wirklich bewegen, dem Fanatiker zu verzeihen.

Wir müssen zur Ehre Muley-Soliman's gestehen, daß er selbst die von ihm aufgestellten Lehren befolgte. Als er z. B. im Jahre 1821 einen der hartnäckigsten Auführer, seinen Neffen, bezwungen hatte, begnügte er sich damit, ihn nach Taslat zu verbannen. Seiner Milde ungeachtet, dauerten die bürgerlichen Unruhen bis zu seinem Tode fort; sobald sie in einer Provinz gestillt waren, brachen sie in einer anderen wieder aus. Hieran waren zum Theil die Beschränkungen Schuld, die er in der Absicht, dem Luxus unter seinem Volke zu steuern, dem auswärtigen Handel auferlegte und die sowohl den europäischen Mächten als seinen eigenen Unterthanen mißfielen. Muley-Soliman war übrigens ein merkwürdiger Mann. Den orientalischen Prunk verachtend, lebte er fromm und einfach wie ein Derwisch; nur im Punkte der Weiber überschritt er sogar das unter seinen Glaubensgenossen übliche Maß. Das Gesetz erlaubte ihm zwar nicht, mehr als vier Frauen auf einmal zu haben, wohl aber, sie so oft zu wechseln, wie es ihm beliebte. In muhamedanischen Ländern ist nichts leichter als eine Ehescheidung, und da der maurische Ehalif in seiner eigenen Person das Haupt des Gesetzes und der Religion und den Statthalter des Propheten darstellte, so hatte er allein über alle Fälle dieser Art zu bestimmen. Es bildete sich demnach in Taslat eine ganze Schaar geschiedener Sultaninnen, von denen jede eine Pension erhielt. Er starb im November 1822, nachdem er seinen Neffen Muley-Abderrhman, den gegenwärtigen Kaiser, zum Thronerben eingesetzt hatte, der sich für den unmittelbaren Nachkommen Al's, Schwiegersohns des Propheten, ausgiebt, von dem er im sechsunddreißigsten Uliede und zwar in direkter männlicher Linie abstammen will.

Der religiöse Charakter, den der Kaiser von Marokko in seiner Eigenschaft als Ehalif und angeblicher Erbe Muhammed's besitzt, ist eine Thatsache, die man nicht unbeachtet lassen darf. Nicht nur seine eigenen Unterthanen verehren in ihm das Haupt des Islam, sondern auch viele unter den Bewohnern von Algier, Tunis und Tripolis, die Stämme der Wüste und alle muhamedanische Völkerschaften Afrika's, mit Ausnahme derer, die unter der geistlichen Autorität des Sultans von Konstantinopel stehen. Sein Einfluß erstreckt sich mithin weit über die Grenzen seines Reichs, da selbst diejenigen, die zu einer anderen Sekte gehören, ihn als das Bollwerk ihres gemeinschaftlichen Glaubens betrachten. Der Angriff einer christlichen Macht würde den Fanatismus der ganzen muselmännischen Bevölkerung aufregen — einen Fanatismus, der sich Jahrhunderte lang ungeschwächt erhalten hat und durch nichts zu entmuthigen ist. Karl V. und Dom Sebastian mußten ihm weichen — wird Ludwig Philipp ihn überwinden können?

### Mannigfaltiges.

— Zur Religions-Statistik Rußlands. Das russische Ministerialblatt des Innern giebt einige statistische Notizen über die in Rußland geduldeten fremden Konfessionen, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein besonderes Interesse haben. Im Jahre 1843 gab es im ganzen Reiche (mit Ausschluß des Königreichs Polen) 8,684,376 nicht zur herrschenden Kirche gehörige Individuen \*); und zwar 2,754,876 Befenner der römisch-katholischen, 16,084 der armenisch-katholischen, 322,626 der armenisch-gregorianischen, 1,669,601 der lutherischen, und 40,691 der reformirten Kirche; 2,317,644 Befenner der muhamedanischen, 1,163,738 der mosaischen, 223,312 der lamaitischen Religion und 175,914 Götzdiener. Man zählte 14,098 Kirchen, Mo-

\*) Die nicht-unirten Griechen scheinen bereits sämmtlich zur russischen Kirche gezählt zu werden.

synagogen, Göztempel und andere kirchliche Institute, ohne die Klöster, und namentlich 2509 römisch-katholische, 32 armenisch-katholische, 968 armenisch-gregorianische, 885 lutherische, 34 reformirte, 6199 muhamedanische, 3032 israelitische, 157 lamaitische und 263 heidnische. Zur rechtgläubigen (griechisch-katholischen) Kirche traten (im vorletzten Jahre) über: 3703 Katholiken, 7 Armenier, 363 Lutheraner, 6 Reformirte, 1846 Juden, 475 Muhammedaner, 1816 Heiden. Im vorigen und in diesem Jahre hat sich wahrscheinlich die Zahl der Uebertritte noch bedeutend vermehrt, da, nach den übereinstimmenden Berichten vieler Blätter, der moralische und physische Zwang, den man in dieser Beziehung sowohl gegen Lutheraner (unter den lettischen Bauern) als gegen Katholiken (in Litthauen, Podolien und Wolhynien) und gegen die israelitische Bevölkerung in den westlichen Gouvernements anwendet, immer stärker wird. Zur römisch-katholischen Kirche sind nur 2 Protestanten und 2 Muhammedaner, zur protestantischen 120 Katholiken und 28 Juden und zur armenischen 11 Muselmänner übergetreten. Der Uebertritt von der herrschenden Kirche zu einer der geduldeten Konfessionen, ist bekanntlich bei schwerer Strafe verboten. Die Zahl der Geistlichen verhielt sich zu den anderen Ständen bei den Lutheranern wie 1:3786, bei den Reformirten wie 1:1263, bei den Römisch-Katholischen wie 1:1686, bei den armenischen Katholiken wie 1:1303, bei den gregorianischen Armeniern und bei den Muselmännern wie 1:1120, bei den Juden (insofern ihre Rabbiner und Synagogendiener als Geistliche zu betrachten) wie 1:1060 und bei den Lamaiten wie 1:63. Endlich gab es 96 römisch-katholische Mönchs- und 33 Nonnen-Klöster, mit 1332 Mönchen und 651 Nonnen, und 30 armenisch-gregorianische Klöster, mit 86 Mönchen und 30 Nonnen.

— Ehelicher Tarif der Belohnungen und Strafen. Mrs. Caudle ist unseren Lesern bereits bekannt, indem der Redacteur dieser Blätter der genannten Dame in einem seiner Briefe aus England ausführlich gedacht hat. Punch, dem die Ehre gebührt, diesen Charakter in die literarische Welt eingeführt zu haben, theilt in einem seiner letzten Blätter eine neue Erfindung von Mrs. Caudle mit. Die Chinesen besitzen bekanntlich einen Tarif der Belohnungen und Strafen für jede gute und jede schlechte Handlung. Einen ähnlichen Tarif schlägt Mrs. Caudle vor, in allen Hauswirthschaften einzuführen, um nach dem Benehmen des Ehemannes das der Frau einzurichten: d. h. seine guten Handlungen zu belohnen und seine schlechten zu bestrafen. Führe man, meint sie, dieses Gesetzbuch allgemein ein, so könne man jeden ehelichen Zwist zuhause unter sich abmachen und bedürfe keiner Appellation — nicht einmal an die Schwiegermütter. Folgendes ist ein Auszug der Belohnungen sowohl als der Strafen:

<b>Bergehen des Mannes.</b>	<b>Bestrafung durch die Frau.</b>
Wenn er einen Freund nachhause bringt, während es bei Tische nur kalte Speisen giebt:	Sie habe entsetzliches Kopfweh, esse nichts und sey taub, wenn mit ihr gesprochen wird.
Wenn er zuhause eine Zigarre raucht:	Sie habe einen furchtbaren Husten und lasse, so oft sie das Zimmer verläßt, die Thür weit offen.
Wenn er in der schönen Jahreszeit keine Landwohnung beziehen will:	Sie lasse alle Fußdecken aufnehmen, thue das Silberzeug fort, schliesse die Jaloufken ganz dicht und halte alle Zimmer im Hause verschlossen, mit Ausnahme des zwei Treppen hoch hinten hinaus gelegenen Schlafzimmers. Wenn das nicht fruchtet, so werde sie krank und lasse sich vom Hausarzt die frische Seeluft empfehlen.
Wenn er sich über zu viele Ausgaben in der Hauswirthschaft beklagt:	Sie bringe keine Puddings und Pasteten mehr auf die Mittagstafel und entschuldige sich jedesmal damit, daß sie nicht mehr im Stande sey, dies zu thun.
Wenn er zu spät nachhause kommt:	Sie erwarte ihn, in halb eingewickelten Locken sitzend, und lasse sich bezeugen, daß sie vor Angst beinahe gestorben sey.
Wenn er den ganzen Tag zuhause bleibt:	Sie lasse alle Stuben scheuern.
<b>Verdienste des Mannes.</b>	<b>Belohnungen durch die Frau.</b>
Nach einem Geburtstagsgeschenk von einem Paar brillantenen Ohrringen oder wenn er ihr eine Loge zur italienischen Oper gemietzet:	Sie schenke ihm ein Paar Tragebänder oder Pantoffeln, mit Perlen gestickt; zum Mittag gebe es Pfannkuchen und zum Abend Ausern.
Wenn er mit ihr ausgeht:	Sie gehe mit ihm in alle Läden, kaufe für ihn Handschuhe, Schnupftücher, Glacés; und wenn er ihr dafür einen schönen Raschemierhawl, den sie im Vorübergehen bewundert, aufnöthigen will, so zeige sie sich ihm gefällig und nehme ihn an.